

Der Himmel kann warten

THEATER Das Schauspielhaus Zürich versucht sich am dystopischen Schwank. «Der neue Himmel» des Autorenduos Nolte Decar, uraufgeführt am Freitag in der Box des Schiffbaus, ist aber platter als platt. Und eine Warnung ist auch dabei.

Manchmal holen einen die schrecklichsten Vorstellungen ein. Eine schreckliche Vorstellung ist zum Beispiel ein Schwank. Natürlich nicht ein superer Schwank, wie er immer wieder an Sommertheatern gegeben wird – das zuhänden von Menschen, die an solchen Vorstellungen wie der «Schwindelfiliale» von Kraatz/Neal eine grosse Freude haben. Nein, eine schreckliche Vorstellung ist ein Schwank, der eigentlich keiner ist. Sondern selber nur noch ein Schwindel ist.

Die schreckliche Vorstellung lässt sich noch steigern. Sie heisst: «Der neue Himmel» und ist jetzt in der Box des Schiffbaus zu sehen. Der Regisseur Sebastian Kreyer macht aus dem Text der Jungautoren Jakob Nolte und Michel Decar unterirdisches Theater – mit allem, was dazugehört. Da reimt sich Fuchs auf Schwanz, Eisbären treten auf, dazu gibt es Maori im Maori-Look, Chinesen

mit China-Hüten, Eskimos im Eskimo-Kostüm und Pakistaner, die mit der WC-Schüssel auf Bollywood abfahren. Im Hintergrund der Bühne steht ein Mini-Flusspferd, das wiehern kann, dazu andere Sachen mehr (Bühne und Kostüme, sehr schreiend: Matthias Nebel). Und man singt hier auch so schreckliche Lieder wie «Ay, Ay, Sailor» oder auch «Lauf und hol Wasser» von Vicky Leandros, ganz nachdem, wie es zur Situation passt. Es passt alles wie die Faust aufs Auge.

Die Bombe, die wir nicht wollen

Der Schrecken hat uns eingeholt. Uraufgeführt wurde «Der neue Himmel» an den Berliner Autorentheatertagen des Deutschen Theaters Berlin – und von dort kam schon unfrohliche Kunde. Die Kritikerinnen und Kritiker verrissen komplett die Vorstellung. Von «Rohrkriepier» und

«Blindgänger» war die Rede. Schliesslich ging es um eine Bombe, die wir nicht wirklich lieben wollen.

Man machte sich lustig über diese «Algorithmen von atemberaubender Schönheit und Gewalt», wie der erste Teil betitelt ist. Er bringt uns an Schauplätze rund um die Welt, wo Schreckliches geschehen ist: Eine Jacht ist in der Südsee explodiert. Ein Bus wird in Südamerika in die Luft gejagt. Dito in Alaska ein Briefkasten. Und in Pakistan fällt dann eine Bombe, bong, vom Himmel.

Man machte sich natürlich auch lustig über den zweiten Teil «Cocktail für eine Drohne», der in einem englischen Salon spielt und die Auflösung im Nick-Knatterton-Style bringt. Hier das Geheimnis, wie alle Schrecken in die Welt gekommen sind: Es war eine menschliche Drohne. Und sie trug ein Hütchen mit einem Propeller drauf.

Gar nicht bombig war «Der neue Himmel» natürlich auch in Zürich. Dem Programmheft wurde aber eine «Erklärung» beigegeben: «Die am Schauspielhaus Zü-

rich gezeigte Aufführung «Der neue Himmel» entspricht in Teilen nicht dem Stück von Nolte Decar. In der Inszenierung wurden Repliken des Textes geändert, andere gestrichen und eigene Sätze und Ausdrücke hinzugefügt.» Was natürlich die Vorstellung nicht besser machte.

Nun ist es natürlich einfach, so über die Inszenierung herzugehen, die darauf angelegt ist, sich extra blödsinnig zu geben. Sie ist garantiert bildungsfern.

Die Drohne singt uns ein Liedchen

Manchmal mochte man aber gar nicht glauben, was man sah. Da sagt die Hausherrin über das Dienstmädchen: «Die ist zu dumm zum Milchholen» – es geht die Türe auf, das Dienstmädchen kommt hinein und lässt prompt den Milchkrug fallen. Jedes Wort zeigte in der Inszenierung seinen After-Sinn.

Es heisst auch: «Willst du mir drohen?» Was im Text von Nolte Decar diffus angelegt ist – ein dystopisches Geschwurbel über die ferngesteuerte Gewalt des Über-

wachungsstaates –, macht die Regie noch platter. Wie fast schon zum Trotz. Und so konstruiert Sebastian Kreyer auch aus der menschlichen Drohne, die so viele Menschen umbrachte, ein Witzobjekt. Am Schluss steht Lisa-Katharina Mayer, die die Drohne Brigitte Roquette spielen muss, einfach da, singt die «Mondnacht» von Robert Schumann und auf ihrem Hütchen dreht sich jetzt der Propeller.

Die sechs Schauspielerinnen und Schauspieler aus dem Ensemble gibts in dieser Vorstellung natürlich nur in ihrer Verkleidungsform: als Macky Tulu, Rashad Hasham, Miss Lissy, Lady Grimshaw oder Gabo Coroa, wie die rund 21 Figuren des Stücks heissen. Mit Ludwig Boettger, Benedict Fellmer, Julia Kreusch, Miriam Maertens, Lisa-Katharina Mayer und Johannes Sima bekommt aber jede Szene ihren eigenen Witz. Man kann sich auch brillant durch ein Stück hindurchschwindeln. Am Schluss sind alle mehr oder weniger tot. Bis zum neuen Himmel ist es aber noch weit. *Stefan Busz*

Ins Russische deformiert

OPER Die Saison im Theater St. Gallen begann russisch. Auch künstlich gesüsste Folklore war dabei – für «Eugen Onegin» keine gute Idee.

Peter Tschaikowskys Oper «Eugen Onegin» sagt man nach, dass sie – auch auf dem Hintergrund von Alexander Puschkins Versroman – die russische Seele verkörpert. Die St. Galler Inszenierung nahm das zum Anlass, mit Matroschkas, Kosaken und Kostümen, mit Birken und Holzhäuschen aufzufahren. Aber schnell wird klar – das Kostüm Tatjanas allein sagt schon alles –, dass Folklore hier nicht als der «natürliche» Boden der Handlung zu verstehen war, sondern als der Kitsch, vor dem man flieht.

So verliebt sich Tatjana in den jungen Mann aus der Stadt im T-Shirt, schält sich gleichsam aus der Matroschka und schneidet sich die Zöpfe ab. Die ins Ulkige gezogene Biederkeit wirkt so deplaciert wie im dritten Akt das Klischee einer High-Society-Party des Fürsten Gremim. Dass sich auch Tatjanas Töchterchen in diesen Räumen aufhält, ist seltsam. Dass da überhaupt ein Kind vorkommt, ist die gute Idee dieser Inszenierung von Lydia Steier, Susanne Gschwender (Bühne) und Anna Eiermann (Kostüme).

Musikalisch profiliert

Die forcierte Ästhetik betrifft mehr die Stimmungsbilder in den ersten beiden und die Tänze im dritten Akt, die im Bühnenlärm untergehen – dass ein Dirigent das aushält? –, als Tschaikowskys sensitive Psychodramatik. Diese war nämlich bei den Protagonisten mit musikalisch grossem Potenzial gut aufgehoben. Eveline Dobračeva gestaltete Tatjana mit lyrisch innigem, in den mädchenhaften Aufschwüngen vielleicht gar schwerem, im dritten Akt aber dramatisch umso überzeugenderem Sopran. Der russische Bariton Nikolay Bychov, der in dieser Inszenierung sein Rollendebüt als Onegin gibt, beeindruckte mit sattem, schönem Timbre und differenziertem Ausdruck für die schillernde Figur.

Auch der Tenor Roman Peyer als Lenski, Terhi Kaarina Lampi und weitere bieten musikalisch stimmige Rollenporträts. Der mit Theater- und Opernchor St. Gallen sowie Theaterchor Winterthur gross besetzte Chor überzeugte mit vitaler Klangpracht der Volkslieder und Festmusik. Die verengte Bühne füllten sie derart, dass sich die Tanzkompanie (Choreografie Beate Vollack) durch die Menge hindurchkämpfen musste. Wie sehr Tschaikowsky in dieser Oper auch der grosse Sinfoniker ist, liess das Orchester packend hören, und es folgte mit Vehemenz dem Dirigenten Otto Tausk, der ein gutes Gespür hat für Tschaikowskys russisches Kolorit und sein Pathos der Fatalität. *Herbert Büttiker*

In Kürze

FILMFESTIVAL VENEDIG Goldener Löwe für Liebesdrama

«Desde allá» aus Venezuela hat den Goldenen Löwen des Filmfestivals Venedig gewonnen. Damit ging die höchste Auszeichnung zum ersten Mal nach Südamerika. Der Erstling von Lorenzo Vigas erzählt vielschichtig von der Beziehung zwischen einem älteren und einem deutlich jüngeren Mann. *dpa*



Was für ein Kuddelmuddel von einer Geschichte, alle spielen hier völlig verrückt. Und zum Tee gibts noch ein Kännchen Kerosin, was die Situation explosiv macht.

Tanja Dorendorf/T+T Fotografie

Tanzgeschichte einmal anders

FABRIKTHEATER Im Tanzprojekt «mann tanzt geschichte(n)» tritt eine Männertruppe amüsant und eindringlich in lebendigen Kontakt mit zehn männlichen Tanz-Ikonen des 20. Jahrhunderts.

Etwas chaotisch bewegt sich eine Schar Männer auf eine bestimmte Pose zu. Die ausgestreckten Arme und Hände erinnern eindeutig an ein berühmtes Foto. Dann entsteht eine gemeinsame Diagonale. Die verdrehte Körperhaltung von Nijinskis Faun bereitet wieder einige Schwierigkeiten. Das Gehen mit dem nach unten verlagerten Schwerpunkt und den durchwegs gebeugten Knien sieht uneinheitlich aus.

Zwar werden alle Füsse abgerollt, einige «historisch korrekt» von der Ferse nach vorne, andere umgekehrt von der Zehenspitze aus. Ein Tänzer wechselt ab, links so – rechts andersherum. Auf den

ersten Blick zweifelt man ein wenig am Können der Laiendarsteller. Aber nach der Intensität des Kreistanzes und den überzeugenden solistischen Auftritten zu Paxtons «Goldberg-Variationen»-Improvisation und Ohnos Ausdruckskraft vermutet man eher, dass das ab und zu nicht ganz Perfekte absichtlich ins Stück eingebaut ist.

Männer tanzen

Die Amateurgruppe «mann tanzt» formierte sich 2012. Zehn Männer im Alter zwischen 24 und 68 Jahren tanzen und agieren im diesjährigen Tanzprojekt. Das Thema des Stücks ist der Dialog mit Ikonen des Männertanzes im 20. Jahrhundert. Dieser Ansatz könnte leicht in Parodie abgleiten, und dazu noch in unzulängliche Parodie. Denn wer könnte den Tanzschaffenden Rudolf von Laban, Vaclav Nijinskij, Ted Shawn, Harald Kreutzberg, Ka-

zuo Ohno, José Limon, Merce Cunningham, Gerhard Bohner, Steve Paxton und William Forsythe wirklich gewachsen sein. Doch Tina Mantel (Konzept und Choreografie) und Delia Dahin-

den (Regie) verzichteten auf Nachahmung und Rekonstruktion. Sie gingen von Bildern und einzelnen typischen Bewegungselementen aus und verarbeiteten dieses Material schöpferisch zu etwas Neuem. Die Choreografie stellt einen Bezug zu historischen Quellen her und entwickelt die spezifische Auswahl des Überlieferten hervorragend zu eigenen Tanzszenen weiter.

Alle lachen heraus

Neben der Betonung der klaren Formgebung des Bewegungsgeschehens fällt die abwechslungsreiche Nutzung des Bühnenraums auf. Treffsicher sind Musik (Roman Glaser), Projektionen (Katrin Oettli) und Kostüme (Natalie Péclard) eingesetzt. Sprachliche Äusserungen verdeutlichen in unterschiedlichen Ausformungen die verschiedenen Darstellungsebenen. Und dank einer bewundernswerten Dramaturgie

Die Sogwirkung hängt nicht von tanzgeschichtlichen Vorkenntnissen ab.